

## **". . . und über ihrem Haupt ein Kranz von zwölf Sternen"**

Kann Europa wieder ein Heilsversprechen für die Völker des Kontinents werden? / Von Dr. Peter Gauweiler

Letzten Endes geht es um die Frage, was unser Dilemma erleichtert oder kompliziert: ob ein gutes Deutschland nur ein Deutschland ohne nationalen Willen sein kann. Oder ob nur einem Deutschland, das sich nicht selbst verleugnet, ein Brückenschlag zu Europa und zur Welt gelingen kann.

Die Lage des Kontinents in seiner Gesamtheit ist dramatisch und explosiv. Heute sind es ja in den Ländern des ehemaligen Ostblocks nicht nur die Postkommunisten, welche der Erinnerung an die große Befreiung von 1989 die Vorhersage eines Bürgerkriegs ohnegleichen entgegensetzen, einer Jugoslawisierung des Kontinents. Man ertappt sich ja selbst dabei, wie man der entschwundenen Stabilität unserer Nachkriegsordnung positiv gedenkt und vergißt, daß der Preis für diese "Stabilität" die Versklavung der mittel- und osteuropäischen Menschheit war, die Ordnung von Jalta und Potsdam. Unsicher reagieren wir auf die alte neue Wahrheit, daß Europa vom Atlantik bis zum Ural reicht - und daß entgegen allen Träumen dem Bolschewismus nach seinem Fall nicht die liberale Weltzivilisation gefolgt ist, nicht das Ende der Geschichte, wie es der Amerikaner Francis Fukuyama 1990 meinte, sondern ein Zwischensystem von Krisen und Chancen, Verzweiflung, Glücksritterei, natürlich auch echten Anstrengungen für eine große Reparatur.

Eine Angst hat dabei niemand in Osteuropa: von den Deutschen überrannt zu werden. Angst haben sie, daß die Deutschen nicht kommen. Was schon eine Antwort von außen auf die Frage wäre, ob sich die Deutschen aus der Welt bringen sollen oder nicht. Auch wenn man bei uns von vielen Gebieten des östlichen Europa noch ratlos wie von Niemandsländern spricht oder wie einst vom Wilden Westen der Amerikaner: Unausgesprochen regiert die Erkenntnis, daß, wo früher der EG-Tellerrand war, nicht auch die Geschichte zu Ende gekommen ist, sondern gerade wieder beginnt. Und daß dieses soeben entstehende europäische Alt-Neuland - um ein Sprachbild des großen Theodor Herzl zu verwenden - einer abendländischen Bestellung bedarf. Und daß dies die Hauptaufgabe der politischen Klasse auch von Bonn und Berlin ist - aber ebenso von London und Paris, Kopenhagen, Wien und Rom, um nur einige zu nennen.

So kann man sagen, daß durch das Wiederauftauchen seiner östlichen Hälfte der paneuropäischen Idee eine neue moralische Qualität zukommt. Eine Verbindung, die den vom abermaligen Versinken bedrohten Ländern nichts weniger als dauerhafte Rettung bringen soll: "Ein großes Zeichen erschien am Himmel. Eine Frau, mit der Sonne umkleidet, der Mond unter ihren Füßen und über ihrem Haupt ein Kranz von zwölf Sternen." Europa - ein Heilsversprechen. Auf heraldisch-marianischem Blau wurde dieser Sternenkrantz aus der Offenbarung des Johannes schließlich zur Europa-Fahne. (Schon bei der Beschlußfassung im Dezember 1955 mußte das zuständige Ministerkomitee übrigens betonen, daß keinerlei religiöses Motiv dem neuen Feldzeichen zugrunde lag.)

EWG, EG, EU: Auf der anderen Seite steht das viele Gerede und Getue in Sachen "Europa", was den Deutschen im Lauf der letzten 30 Jahre die Begeisterung für dieses Anliegen etwas abhanden kommen ließ. 40000 Seiten Amtsblätter der

Kommission und immer wahnsinnigere Ungereimtheiten der Brüsseler Veranstaltung haben dies geschafft. Und das ewige "Die Deutschen müssen zahlen". Bei den eigentlich für alle wohlhabenden Länder vorgesehenen Nettozahlungen an Brüssel wurde Deutschland im Lauf der Jahre zum einsamen Spitzenreiter, mit über 20 Milliarden Mark jährlich, trotz aller Wiedervereinigungslasten. Frankreich zahlt im Gegensatz dazu pro Jahr gerade drei Milliarden an die EU. Es war diese Diskrepanz zwischen Pathos und Realität, welche dem europäischen Gedanken etwas Aufgesetztes gegeben und den Schwung genommen hatte. "Euro-Debatten" schon der siebziger und achtziger Jahre des Deutschen Bundestages fanden vor halbleerem Hause statt - die seelenlosen Bekundungen der etablierten Bundestagsparteien verstärkten den unguuten Eindruck einer permanenten Pflichtübung.

Dabei war die Sache mit Europa und der Freundschaft dazu ganz anders eingeläutet worden. Damals in der Kathedrale von Reims, im Juli 1962: Wo jeder Gutwillige im gemeinsamen Gebet der knienden alten Männer Konrad Adenauer und Charles de Gaulle ein genauso geschichtliches wie ehrliches Motiv erkennen konnte. Diese Feier einer großen Sache, die Versöhnung von Deutschland und Frankreich, hat viele in Westdeutschland durch ihre Würde, Wichtigkeit und Größe bewegt. Die Begeisterung, die General de Gaulle vom 4. bis 9. September des gleichen Jahres auf den Straßen von Köln, Hamburg und München entgegenschlug, war weltmeisterlich - wer dabei war, kann es bestätigen. Beider Staatsmänner Jahrhundert-Entwurf, der deutsch-französische Vertrag, später vom Bonner Bundestag grotesk verunstaltet (politisch korrekt - das gab es schon damals), vermittelte den Deutschen das Europäische in Form der deutsch-französischen Freundschaft. Als etwas, das verlorengegangen und nun wiedergefunden war. Wurde nicht Europa dadurch zum fast schon verloren geglaubten höchsten Wert, daß es de Gaulle zum Vaterland der beiden Vaterländer erklärte, "la patrie des patries", an die Aufgabe erinnerte, die eigentlich schon immer eine nationale Sendung beider Völker war und damit beim Besuch Konrad Adenauers am 3. Juli 1962 "in einer Stunde der Wahrheit" elektrische Spannungen beiderseits des Rheins verursachte: Keine Flucht vor der eigenen Nation, sondern eine Empfindung für den Wert der übergeordneten Einheit des Kontinents. Oder des Abendlandes überhaupt. Freude, schöner Götterfunken.

Wenn man an diese Zeiten bürgerlich-patriotischer Leidenschaft erinnert, fühlt man sich in der Bundesrepublik unserer Tage wie in ein früheres Jahrhundert zurückversetzt. Fünfzig Jahre nach dem Ende des Krieges ist in Deutschland nämlich ein Zustand eingetreten, der - so nicht nur der Historiker Ernst Nolte - "im Hinblick auf das nationale Selbstverständnis vom geistigen Tode nicht weit entfernt ist". Ebenso Sebastian Haffner, schon Mitte der achtziger Jahre, in seinen berühmten Anmerkungen zu Hitler: ". . . noch weniger gut ist, daß die Deutschen sich seit Hitler nicht mehr trauen, Patrioten zu sein. Denn die deutsche Geschichte ist mit Hitler nicht zu Ende. Wer das Gegenteil glaubt und sich womöglich darüber freut, weiß gar nicht, wie sehr er damit Hitlers letzten Willen erfüllt." Wer möchte dem widersprechen? Gleichwohl gibt es ein volkspädagogisches Pathos bis weit in die bürgerliche Klasse, wonach unsere Wünsche als Nation bestenfalls darauf gerichtet sein können, der Auflösung entgegenzusehen. "Durch das Absingen des Deutschlandliedes" wird "das Ozonloch nicht kleiner", schalt der CDU-Politiker Geißler den Publizisten Rudolf Augstein, dessen linkspatriotische Beschwörung der deutschen Einheit ihm mißfallen hatte. Schließlich war es Geißler noch im Jahr vor dem Mauerfall beinahe gelungen, der CDU den deutschen Wiedervereinigungsauftrag aus dem Parteiprogramm zu streichen. Solche

Entsolidarisierungs-Bemühungen im Verhältnis zur eigenen Nation können für sich in Anspruch nehmen, daß jedenfalls bisher und historisch gesehen jeder Phase des Niedergangs und Verschwindens eines Volkes ein neuer Aufstieg anderer Völker auf dem Fuße folgen konnte.

Finis Germaniae: Des gebrochenen Herzens der Nation beziehungsweise der Erhaltung dieses Zustandes hat sich gerade nach der Wiedervereinigung eine Erinnerungspädagogik angenommen, der Pressesprecher der jüdischen Gemeinde zu Berlin sprach sogar von "Bewältigungsbranche", welcher mit zunehmendem Abstand zum Geschehen auch heuchlerische Züge anhaften. Der Philosoph Robert Spaemann brachte dies am Beispiel von Entschuldigungsritualen unserer politischen Klasse jüngst auf den Punkt: "Man kommt sich moralisch sehr hochstehend vor, wenn man Bußfertigkeit zeigt, für etwas, wovon man überzeugt ist, daß man persönlich damit absolut nichts zu tun hat. Man sagt wir und schlägt anderen an die Brust." Auch der älteste historische Leichnam wird noch aufgeschminkt, um ihm die Denkerstirn bieten zu können. Die Propaganda vom Nicht-erlöst-Werden als Ausdruck des Moralischen auf deutsch. Wir müssen uns damit auseinandersetzen, daß diese Eigenschaft dem Charakter unserer Nation etwas Unangenehmes gegeben hat. "Canossa-Republik" - so hatte uns der lettische Staatspräsident Lennart Meri am diesjährigen Tag der Deutschen Einheit bezeichnet: "Warum zeigen die Deutschen so wenig Respekt vor sich selbst; man kann einem Volk nicht trauen, das sich rund um die Uhr in intellektueller Selbstverachtung übt."

Die Erinnerung des Balten an den Bußgang Heinrichs IV. hat ein ungutes deutsches Verhaltensphänomen im Auge, das immer dann auftaucht, wenn die Deutschen es auf der Suche nach dem Seelenheil besonders gründlich machen wollten. Der bevorstehende 450. Todestag Martin Luthers beispielsweise bietet zu einschlägiger Selbstprüfung eine gute Gelegenheit. Schließlich ging auch dem Urknall der Reformation, daß man zur Erlösung nichts anderes als der Gnade bedürfe, zum einen der Ablasshandel, also das Loskaufen von Schuld, voraus, zum anderen - gerade auch bei Luther selbst - ein "krankhafter Zwang zum Bekennen der Sünden". Der Reformator in seinen späteren Berichten über das ewige Büßen, Geißeln und Kasteien: "Wir waren in dem Wahn . . . wir würden nicht erhört." Kaum in der Beichte von den Sünden losgesprochen, wieder einen Priester gesucht "und in den Beichtstuhl gelockt". "Niemand konnte es mir nehmen."

Daß andererseits das Büßen und Traurigkeit in Deutschlands Geschichte als Ausdruck seiner Innerlichkeit immer wieder von moralisch-imperialen Anwandlungen abgelöst wird, ist auch eine Konstante im Deutschlandbild des übrigen Europa. Schon 350 Jahre vor Luther, zur Regierungszeit des Kaisers Friedrich Barbarossa, um 1180, schrieb der Sekretär des Erzbischofs von Canterbury, John von Salisbury: "Wer hat die Deutschen zu Richtern über die Völker gesetzt? Wer hat diesen rohen und brutalen Leuten das Recht gegeben, nach ihrem Belieben einen Fürsten über die Häupter der Menschenkinder zu setzen?"

Ein anderer Angelsachse verband 750 Jahre später das emotionale Auf und Ab zu einem Gesamtbild: Winston Churchill, mit seiner vielzitierten Feststellung, daß man die Deutschen entweder an den Füßen oder an der Kehle habe. Daß wir uns heute nach Churchills Metapher wohl in der Fußphase befinden, leistet - um im Bild zu bleiben - dem Pathos unten am Boden keinen Abbruch. Es ist doch die Vernunft, der man zu Füßen liegt! Oder der Geist der Zeit. Was nach Meinung der Liegenden das gleiche ist. Das zwiespältige an dieser Vorstellung liegt darin, daß es bei diesem "Bußwerk" made in Germany zu oft nicht um Demut geht, sondern um das Gegenteil: die Demonstration eigener Fehlerlosigkeit. Denn solchen Übungen folgt ja nicht irgendeine Selbstbeschränkung, was das politische Territorium anderer Nationen

angeht. Im Gegenteil: Das deutsche Weltrichteramt ist hochaktiv. Für überall, Kurdistan, Mururoa und alle Regenwälder des Planeten.

Man kann aber auch nicht sagen, daß überhaupt kein ehrliches Gefühl des Verpflichtetseins in diesen Verhaltensweisen zu finden und alles nur Heuchelei sei. "Auf dem Grunde der Einsamkeit, die es böse machte" - wußte Thomas Mann über sein "Deutschland und die Deutschen" -, "war der Wunsch zu lieben, der Wunsch, geliebt zu werden." Aber mit der Liebe ist es wie mit allen Gefühlen: Sie läßt sich weder erzwingen noch erdienen. Und erst recht nicht erkaufen.

Von links bis rechts - wären wir nicht so auf uns fixiert, müßten wir uns mit etwas ganz anderem befassen, das die Dimension des Nationalen tatsächlich übersteigt. Inwieweit nämlich die moralische Entsolidarisierung vom eigenen Land Deutschland bei uns nicht nur hausgemacht, sondern eine Spielart gesamtwestlicher Übersättigungsphänomene ist. Die Verhaltensforschung zum homo sapiens diskutiert heute offen über das Problem, daß überall in der "freien Welt" der Defekt "Gemütsarmut" zu einer Fülle von gefährlichen und unmoralischen Impulsen geführt hat. Wobei noch die harmloseste Folge dieser Entwicklung ein naives Gefühl selbstgefälliger Gerechtigkeit darstellt. In seinen "Nachrichten aus dem Jammertal" beschreibt der amerikanische Kunsthistoriker Robert Hughes das Amerika der späten achtziger und frühen neunziger Jahre: "Therapiebesessen, politikverdrossen, voller Mißtrauen gegen jegliche Art von Autorität, dafür aber um so anfälliger für Aberglauben, mit einer politischen Sprache, die zerfressen ist von geheucheltem Mitleid und Schönfärberei." Und weiter: "Dazu versucht jener letzte Rest, der von der Linken noch übrig ist, auch noch, ganz normalen gesellschaftlichen Unterschieden - zwischen den Geschlechtern, den Rassen, den sexuellen Vorlieben - einen überzogenen Charakter des Völkischen aufzudrücken, als . . . stellten sie allen Ernstes eigenständige Kulturen dar."

Natürlich wird diese Entwicklung, die wie Mehltau über ganz Europa liegt, noch dadurch befördert, daß man mit dem Schimmerbild des Multikulturalismus hausieren geht, um den Grundwiderspruch zwischen dem Marxismus und der Unterschiedlichkeit der einzelnen Völker einzuebnen. Die Solidarität mit dem eigenen Land hat in dieser Gedankenwelt natürlich genausowenig Platz wie die Solidarität mit der eigenen Familie. Kennzeichnend für diese Stimmungslage ist in den reichen Staaten des Westens eine rasante Entnatürlichung des Menschen. Seit Urzeiten programmierte Verhaltensnormen - um noch einmal den Verhaltensforscher zu zitieren - "wie Mutterliebe, selbstloser und mutiger Einsatz für Familie und Sozietät" werden hierzulande durch "propagandistische Abwertung entwöhnt" - was in Deutschland über das Spottkürzel "Kinder, Küche, Kirche" geschehen ist und im Lauf einer Generation Wirksamkeit entfaltet hat.

Daß in deutschen Großstädten die Hälfte aller Haushalte Ein-Personen-Haushalte sind, ist das "Verdienst" dieser Entnatürlichung. Oder Dehumanisierung. Wobei noch nie bei uns so viel über "Kommunikation" geredet wurde - und noch nie so viele Menschen so einsam waren wie heute. Von den haarsträubenden, besser: beschämenden Rekordzahlen an verlassenen Kindern, Suchtbefallenen und Selbsttötungen gar nicht zu reden. Diese Entnatürlichung der westlichen Menschheit steht freilich in einem grotesken Gegensatz zu einer allgegenwärtigen Öko-Propaganda, die mit zahllosen Scheinthemen und -kampagnen die Abwendung des Menschen von seiner Natur nochmals verschleiert.

Das ist nicht überall so. Bei einer Gesamtschau auf den Planeten kann man sehen, daß anderswo gelebte Gemeinschaften - Länder und Städte - sogar gesunden. Beispielsweise im pazifisch-asiatischen Raum. In den sogenannten Tiger-Ländern werden die Staaten Westeuropas und Nordamerikas offiziell schon als

"Rückentwicklungsländer" eingestuft. Ökonomisch braucht man sich dort von der alten Welt sowieso nichts mehr sagen zu lassen und sieht die Europäer physisch und moralisch auf der Talfahrt. Mahathir Mohamad, Premierminister von Malaysia und eine der wichtigsten Stimmen eines neuen, selbstbewußten Asien, über "asiatische Werte" vor wenigen Wochen zu westdeutschen Journalisten:

"Radikale können Chaostage haben. Radikale können das Chaos bei Ihnen geradezu zelebrieren. Sie sind so tolerant, daß Sie diesen Krawallmachern erlauben, Steine auf Polizisten zu werfen, öffentliches Eigentum niederzubrennen, Autos zu demolieren. Ist das ein Zeichen von Demokratie? Sind wir undemokratisch, weil wir solche Vorgänge verhindern?"

Und auf die schüchterne Frage der Reporter, ob in Sachen Massenkultur der weltweite Kampf nicht doch schon entschieden sei - zugunsten des Westens -, weil auch malayische Jugendliche bei McDonalds essen, antwortete der Sprecher des fernöstlichen Tiger-Staates: "Wenn ich Hamburger esse, heißt das doch nicht, daß ich mein Wertesystem über Nacht ändere . . . Wir wollen ihnen (Anmerkung: der jungen Generation) Grundwerte vermitteln. Wir wollen ihnen klarmachen, daß der Niedergang des Westens dem Werteverfall zuzuschreiben ist. Daß die Rechte des Individuums nicht über denen der Gemeinschaft stehen."

In einem Aufsatz für die Zeitschrift Foreign Affairs hat Kishore Mahbubani, ein hochrangiger Beamter aus dem Außenministerium Singapurs - eines Staatswesens, dessen Erfolg bei uns von keinem geringeren als dem Altbundeskanzler Helmut Schmidt hochgelobt wurde -, unter dem beziehungsreichen Titel "The Dangers of Decadence - what the Rest Can Teach the West" die Gefahren beschworen: "Wo massiver sozialer Verfall herrscht . . ., ist es angebracht, darüber nachzudenken, welche Elemente der Westlichkeit immer weniger zur Zukunftsbewältigung taugen."

Die Zivilisationsleitbilder des europäischen Bürgertums sind demnach von Europa nach Asien ausgewandert. Wäre das Wort "progressiv" nicht so positiv besetzt, müßte man sagen: fortgeschritten. Jetzt klagen wir über unseren Werteverlust. Weil wir uns bei aller westlichen Fortschrittlichkeit nicht um die Frage gekümmert haben: Fort-Schritt, wohin denn? Fort-Schritt, wovon denn weg? Weil die Europäer nicht genug bekamen von jener "Entzauberung der Welt", die Max Weber dem westlichen 20. Jahrhundert vorausgesagt hatte. Nun gibt es Stimmen, die eine große Wende fordern: für das Abendland eine neue Renaissance. Eine von ihnen, der Historiker Michael Stürmer, sieht in der gegenwärtigen Doppelkrise der Institutionen und der Identitäten in Europa sogar eine Chance. Das ist sicher richtig: Krise und Chance sind zwei Seiten ein und derselben Medaille. Von der Bewegung her steckt in seiner Forderung auch eine Richtungsanzeige, die Wiederherstellung fordert. Wie in allen auf Errettung der Völker Europas zielenden Veränderungsbegriffen, der Renaissance, der Reformation, ja sogar der Revolution, vom Wortsinn ein Zurückbegehren enthalten ist.

Das Europäische an Europa sind seine kulturellen und geschichtlichen Vielheiten, Unterschiede und Lebensweisen. Und das Aushalten und Achten, das mit diesem Zusammentreffen verbunden ist. Freunde kann man sich aussuchen, Nachbarn nicht. Nicht "e pluribus unum", wie das Gründungsziel der Amerikaner lautet, wo ein Kontinent von Neuankömmlingen aus aller Welt besiedelt wurde (bei Vernichtung derer, die zuerst da waren). Sondern versöhnte Verschiedenheit. Nicht mehr und nicht weniger. Ein Europa, dem diese Verschiedenheit wegharmonisiert wäre, hätte seine Seele verloren. Kein Ministerrat, kein Europaparlament könnten darüber hinwegtäuschen. Europa wäre keine Idee mehr, sondern nur noch ein Archipel.

Und Deutschland? Mit ihm in der Mitte - über 80 Millionen schwer - wäre der dicke europäische Superstaat, auch wenn man das am wenigsten will, ein "deutsches

Europa". Wenn aber aus der versöhnten Verschiedenheit ein Dauerzustand wird, bekommt die Welt, was sie will: ein europäisches Deutschland. Die Politik der "Abschaffung aller Grenzen" und damit der nationalen Einebnung bewirkt (und würde in Zukunft noch mehr bewirken) eine Enteuropäisierung Europas. "Grenze ist die Verpflichtung, für das eigene Haus verantwortlich zu sein. Und die Möglichkeit, anderswo Gast sein zu können", schrieb jüngst Karl Schlögel in der Zeitschrift der Neuen Zürcher Zeitung über "Neue Grenzen". "Grenzen sind die Außenhaut von Staaten." "Die Deutschen würden einen sie unter ihren Nachbarvölkern isolierenden Sonderstatus kultivieren" - so der Züricher Philosoph Hermann Lübbe -, "wenn sie die nationalen Solidaritäten - und sei es in europäischer Perspektive - für Solidaritäten aus historisch erledigten Zugehörigkeitserfahrungen hielten."

"Wann wird es des Schlundes Grund erreichen?" fragt Thomas Mann zum Schluß seines Doktor Faustus über das Schicksal Deutschlands. Wann "das Licht der Hoffnung tragen?" Das Licht der Hoffnung. Oft finden wir ein Bild versöhnter Verschiedenheit, wo wir es nicht unbedingt vermuten. Im Folgenden in einer Momentaufnahme aus dem Roman von Günter Grass "Ein weites Feld": Die Szene beschreibt in einem überfüllten Westberliner McDonald-Laden den Vortrag eines deutschen Gedichts im Wendeherbst des Jahres 1989, mit dem der Held des Romans, Theo Wuttke, die multikulturelle Glitzerwelt des globalen Einheitsessens und der Einheitspreise konterkariert - des amerikanischen Konzerns schottischer Name inspiriert ihn zum Fontaneschen Gedichtvortrag "Archibald Douglas" - und damit veredelt. Und am Ende alle überwältigt. "So etwas hatte es bei McDonalds noch nie gegeben." Ernst Jünger im Figaro, der ältesten Zeitung Frankreichs, über Grass' Roman: "In einer sehr schönen Sprache geschrieben, und ich finde ihn sehr interessant." Irgendwie kommt einem beim Lesen und Erinnern des Grafen Douglas Klage "Ich habe es getragen sieben Jahr, und ich kann es nicht tragen mehr!" wie ein Paradigma des Deutschen am Ende des 20. Jahrhunderts vor. Archibald Douglas, sind wir das nicht selbst? Und König Jakob ist die Welt, ist Europa. Welches am Ende das erlösende Wort nicht versagt: "Zu Roß, wir reiten nach Linlithgow, und du reitest an meiner Seit! Da wollen wir fischen und jagen froh als wie in alter Zeit . . ."

"Kein Wunder", schreibt Günter Grass, "daß der Betrieb an allen Tischen verstummt war. Niemand wagte, in seinen Cheeseburger und seinen Big Mac zu beißen. Beifall belohnte Fonty. Jung und Alt klatschte. Die Kassiererin Sarah Picht rief vom Tresen herüber: ‚Spitze! Das war Spitze!‘"

Der Verfasser ist Bezirksvorsitzender der CSU in München.

## **Bild**

*Eine historische Szene im Juli 1962: Adenauer und de Gaulle beten in der Kathedrale von Reims. Foto dpa*